



Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1951

Kröger, Timm Bäuerliche Erinnerungen des Heimatdichters Timm Kröger
aus Haale bei Rendsburg

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](#)

Da knarrt das Straßen-Tor . . . da fragt's im Hof . . .
da tappt's die Treppe her mit fremden Schritten . . .
Ein alter Mann tritt ein: „Gunabend, Jof,
ich hab' dir ein paar Mohne abgeschnitten,
denn jedem Tropfen Schweiß, der niederfloß
von deiner Stirn auf deines Bauern Erde,
heut abend dunkelrot ein Mohn entsproß,
damit dir jetzt der Heimweg leichter werde!“

Den Heimweg kennt der alte Knecht genau!
Mühselig wankt er an des andern Seite,
und wo die Birken-Hohle führt nach Knau
steigt er zum Friedhof, jenem im Geleite.
Der alte Jof hält manchmal keuchend an,
doch trotz der Müdigkeit in Kreuz und Lende
trägt er den Achtel-Korb dem fremden Mann,
denn was ein Knecht ist, braucht was in die Hände.

Nun schaut er um, — da ist sein Tagewerk,
das ärmliche, in Wundern aufgesprossen,
tiefrot blüht hin der Weg nach Gerstenberg,
auf alle Felder ist's wie Blut gegossen,
und rot die Wiesen bis zum Pleißen-Lauf, —
da ist sein Herz von Sorgenqual genesen,
hoch hebt der alte Knecht die Hände auf:
„Es sind der Tropfen Schweiß genug gewesen!“

Börries v. Münchhausen

Bäuerliche Erinnerungen des Heimatdichters

Timm Kröger aus Haale bei Rendsburg

Links an der Straße begrüßte die Reisenden ein in Grün und Blüten halb vergrabenes Anwesen, das durch Durchfahrt und Futterkrippen als Wirtshaus gekennzeichnet war. Das Leitpferd des rasch heranrollenden Fuhrwerks hieß Lisch und war eine braune, verständige, würdige Matrone, ein erfahrenes Rößlein. Erfahrene Rößlein unterdrücken bei dem Anblick von Futterkrippen selten den Versuch, Stimmung für einen Imbiß zu erwecken. So bog auch Lisch kühn nach links, die Bemühungen und Zurufe eines blonden Jungen, der auf ihrem Rücken die ersten Reitübungen machte und mit dem Wirtshausbesuch nicht einverstanden war, zwar gut- und gleichmütig, aber mit gründlicher Nichtachtung entgegennehmend. Es war ein Glück, daß der Wagenlenker aus seinen Träumen von Superphosphat und Thomas-schlacke aufgerüttelt wurde. Ein kurzes Anziehen des rechten

Zügels, ein halb warnender, halb strafender Peitschenhieb führte Mutter Lisch auf den Weg der Tugend, diesmal die breite Chaussee, sanft zurück.

„Du schullst di wat schamen“, strafpredigte Karsten das Leitpferd an; „von Lotte will ick nix seggen, de is jung und jiddig; aber du büsst in vernünftigen Jahren. Schamn schust die wat, weest dat!“

In dem Gefährt saß eine Rechtsanwaltsfamilie aus Elmshorn; Karsten, der Großknecht des älteren Bruders, der den väterlichen Hof geerbt hatte, holte sie vom nächsten Bahnhof ab. Die Pferde hatten jetzt an der Fahrt ebensoviel Vergnügen wie die Reisenden, und die Frische der Jugend teilte sich von Lotte den alten Gliedern der Lisch mit. Sie bissen sich neckend in die Mähnen, schüttelten schäumend das Gebiß, und weiter und weiter ging es, mit rüstigem Aufschlag der Hufe auf den Granit der Heerstraße. Auf den dichtbewachsenen Knickwellen des nordischen Flachlandes flogen rechts und flogen links dunkel belaubte Erlen, schillernde Silberpappeln, nickende Haselsträuche und starre Stedpalmen, auch licht rosa angehauchte Heckenrosen vorüber.

„Sie spielen Greifen“, klang es vom Pferde her. Und in der Tat, erinnerte nicht auch die Flucht der Landschaft mit ihren im Hintergrund auftauchenden und wieder hinter Eichen verschwindenden Höfen an Greifen und Verstecken? Die junge Frau lächelte ihrem Knaben zu. Mutterfreude warf Sonnenschein über ihr Gesicht; in stürmischer Zärtlichkeit drückte der Gatte einen Kuß auf ihre Hand. Da drehte sich Karsten vom Bock um. Er hatte auf die Dungkraft der blühenden Lupinen, woraus Bienengesumm mit dem Gesang des ächzenden und knarrenden Riemenzeugs sich mischte, reden wollen; aber der Handkuß machte ihn sprachlos. „Ne, son Stadtluß! He dud sin Fru op de Hänn. Wat schall dat, un wat heet dat?“, räsonierte er in sich hinein. Und damit bog er in die weite Heide ein, wo sein Wagen nunmehr im weichen Sande mahlte und die Insassen wiegte.

Die Heide bedeckte altes, knorriges und verkrüppeltes junges Eichengestrüpp. Von Westen schickte die salzige Meerflut kühlenden Wind, und nach dort wendeten mächtige Hünengräber ihrerätselhafte Stirn. „Immer langsam voran!“ knarrten die Räder und Achsen zur Verzweiflung des ungeduldigen Knaben, der inzwischen auf dem Kutschersitz neben Karsten Platz genommen hatte und von ihm wissen wollte, wieviel Pferde und Kühe der Ohm habe und noch viel anderes mehr. Und immer noch Heide und kein Ende! Da wuchs ein Hügel aus der Ebene auf, der Rest eines unförmlichen mit Eichen bestandenen Ringwalls, zu einer breiten Geländewelle gehörig, die von dem unterirdischen Erdbeben beim Formen dieses Landstrichs aus dem Urschlamm gehoben war, vielleicht die mäßige Kraftprobe eines ungefüglichen Riesen. Karsten hielt oben an, und sein Peitschenstiel

fuhr nach rechts und zitterte wie die Magnetnadel um einen am Horizont auftauchenden dunklen Punkt: Das sei der zum Hofe seines Bauern gehörige Wald; der im Talgrund an den Wiesen beglegene Ort sei nicht sichtbar, höchstens der Kirchturm, doch blieben seine weitläufigen Versuche, ihn im Gesichtsfeld festzustellen, ohne rechtes Ergebnis. Dafür entdeckte der heimkehrende Feriengast die Stelle, wo der Überlieferung nach die Burg der Ritter „vom Keller“ gestanden haben soll; bis dorthin hatte die lärmende Dorfjugend einst im tosenden Räuberspiel getobt; hier hatte er selbst als ein träumerischer Knabe auf weiten einsamen Streifzügen Rast gehalten, um die heimlich aus der Leihbibliothek des nächsten Städtchens geholte Beute ungestört zu genießen. Hier war die schaurig-schöne Geschichte vom Räuberhauptmann Eugen von Waldenhorst, „dem lebendig Begrabenen“ unter der Weste hervorgezogen worden. Sein Sprößling auf dem Kutschbock spitzte die Ohren . . .

Nun fuhren sie durch ein Dorf. Da zeigte er seiner Frau die Diele, die in ihrem Schmuck zur „Gildefeier“ noch deutlich vor ihm stand: die Kuhkrippen und Pferderaufen auf der einen Seite waren mit Fähnchen, die drei anderen Wände in Hufeisenform mit einer Reihe tanzfreudiger junger Mädchen besetzt gewesen. In dem Gemisch von Wohl- und Stallgeruch und Zigarrendampf hatte sein Herz zum erstenmal schneller geklopft im Anblick eines Mädchens, dessen ährengelber Faltenrock sich leicht durch das dichte Getümmel der Paare wand. Zwischen diesem Dorf und dem seinen erkannte er auch die einsamen windzerzausten Kiefern wieder, in deren Nähe er am folgenden Morgen den weichen Acker gepflügt hatte, Musik und trunkenen Gesang im Ohr, in der Brust ein sehnüchsiges und doch so fröhliches Herz . . .

Nunmehr lagen Dorf und Kirche von Haale vor den Reisenden. Der Wagen hielt vor dem väterlichen Hof; der Bruder trat zur Bewillkommnung heraus. Hier hatte auch Timm bis zu seinem 19. Lebensjahr als Bauernbursch gelebt und mitgearbeitet, ehe er — auffällig spät — mit den Vorbereitungen zu einem Studium begann.

„Ein Kreuzbau war's und strohgedeckt,
so lag's auf roter Heide,
die große Tür, die kleine Tür
von grünem Anstrich beide.“

Von dichten Bäumen beschattet; eine Ulme und eine Linde sind die ältesten und größten, allbekannte Wahrzeichen der Gegend! Von der Anhöhe hier umfaßt das Auge weite Ebenen; halbinselartig wird die Ackerfläche vom Waldgehenge her mit ihren Knicken und Verhauen gegen Wiese und Moor vorgeschoben. Die Höfe für sich gelegen, meist stolz abgesondert; daher haben ihre Bewohner auch etwas Scharfkantiges, Selbstzufriedenes, vielleicht sogar etwas zu viel davon, „Leute eigener Art“.

Beim ersten Rundgang im Gehöft, gleich am Nachmittag des Ankunftstages, verweilte man am längsten beim „Kuhkönig“ Henn, dem ältesten Zubehör im Hause. Er war ein schon in sich zusammenschrumpfender Greis, aber er kannte seine klirrende Herde aus dem Herzensgrunde, redete ganze Abhandlungen über die Charaktereigentümlichkeiten von Hartkopp und Wittfott, von Steilhörn und Gaffelhörn, erzählte von Hosea und Hiskias, die einst eine seltsame Vorliebe gehabt, in der Nachbarschaft der Zieglerwiese bei den schilfverwachsenen Moorkuhlen am aufgestapelten Torf zu fressen, so daß Timm als der Jüngste in der Familie sie oft hatte hüten müssen; er höre es noch wie heute, so sagte der alte Henn, wie eines Tages der „Herre“ geschimpft habe: Jung, du liegst hier und hängst wieder deinen Gedanken nach, und Hiskias hat unterdes all die Torfdiemien umgeschmissen! Weißt du, was du bist? Ein Faulpelz bist! — Vor dem Stand des mit Ketten wohlverwahrten Bullen entspann sich eine Unterhaltung zwischen dem Alten und dem Elmshorner Stadtkinde, das wissen wollte, wieviel tausend Pfund der ziehe, ob der eine Hauswand einrennen könne, wer ihn im Nasenring zu halten vermöge — Gespräche, die ihr Gegenstand mit finsterer, gerunzelter Stirn anhörte. Es war Futterstunde; das Vorgericht — ein köstlich duftendes Heu — war schon verzehrt; jetzt rollten die mit Wasser und Rapsbrei gefüllten Räderkrippen vorüber, damit den werten Kostgängern der kühle Trunk nicht fehlte. Dann folgte die Hauptschüssel: gebrühter Hafer und gedämpfte Kleie, später wieder eine frische Lage Heu, und als Schluß des ansehnlichen Speisezettels: eine saubere Schütte Roggenstroh. Inzwischen stiegen Vater und Sohn zum Heuboden empor; Käuze schwieben dort ihren geräuschlosen Flug; aus dunkel brauendem Spalt an der Dachschrägung funkelten die Augen des Haustigers, der hier sein nützliches Räuberhandwerk trieb. Da, da! — ein kleiner, ruschelnder Schritt, ein Grümmeln und Murmeln. Eine gespenstische Rotkappe stieg von dem Kuhhaus her, im Selbstgespräch verloren, langsam über die aufgerollten Heuwülste . . . War es der Hausegeist, von dem Henn erzählt hatte, daß er ihm jeden Mittag sein Süppchen auf die Hilgen stellte, oder? . . .

An einem der nächsten Tage wanderten Vater und Sohn am Dorfteich vorbei, wo vom Reißmesser hartgeprüfte Weidenstümpfe immer wieder Schößlinge treiben, gut für Flöten und Wünschelruten, durch weite Waldgehege bis zur Sägemühle. Sie gehörte jetzt Hein Wieck, der früher als Kuhjunge auf dem Krögerschen Hof gedient, dann Zimmermann gelernt hatte und jetzt den willkommenen Gästen stolz sein Haus und sein Geschäft zeigte. Er ging im Maschinenraum unter lärmenden Rädern mit demselben Hochgefühl einher wie einstmal sein früherer Meister Henn im Kuhhaus. Beim Erklären der technischen Vorgänge ruhte seine Hand mit Liebe bald auf diesem, bald auf jenem Gestänge. Im Sägehaus lag ein trotziger, eigentlich gebogener Stamm auf dem Bock. „Hein, der sieht ja beinah wie die Krumme Eiche aus an dem Knoten- und Kampfpunkt unserer Schulwege.“ — „Ist sie auch und soll nun zersägt

werden.“ — „Was Hein? Die Krumme, um die du dich einst mit Georg Bünz geprügelt hast, weil er sie einen überflüssigen Krüppel gescholten hatte?“ — „Ja, was war da zu machen! Die Wegeverwaltung und die Bahngesellschaft waren übereingekommen, daß sie Platz machen müsse. Da habe ich sie neulich gekauft. Die hohen Herren haben sie mir nach Kubikmetern berechnet, einen Stamm dieser Biegung, geeignet für Wasserturbinen wie kaum ein zweiter, nach Kubikmetern! Ich verzog bei dem Handel keine Miene, aber in mein Hauptbuch hinein hab' ich kräftig gelacht.“ Nun schlug die Stunde der „Krummen“. Mit schreiender Klage setzte es ein, aber mehr und mehr klang es in ein ergebenes Dulderlied über, solange die Maschine in dem weißen Fluß der Holzfasern arbeitete. Wo aber die Liebe zum Leben in verborgenen Knästen oder Knorren verdichtet war, schrillte es in schmerzhafter Empörung auf. Die Stahlzähne fraßen über diesen Protest unerbittlich hinweg . . .

An einem regnerischen Sonntag hatte der Knabe vor Langeweile in einem verstaubten Winkel des weitläufigen Gehöfts eine Ziehharmonika aufgestöbert. Wie kaum ein anderes Instrument verleiten ihre Töne die Erinnerung zu Spaziergängen; so erzählten ihm Onkel und Vater von dem ehemaligen Besitzer der Ziehharmonika, dem Knecht Hinnerk Butenschön. Der Jüngste im Hause war dazumal des gutmütigen Mannes besonderer Liebling gewesen; er spielte nur sonntags und nur, wenn Timm bettelte: „Hinnerk, speel mal!“ Dann setzte er sich auf den Rand seiner Truhe und begann. Eigentlich hätte er die Bälge von Pappe und Leder und die blanken Klappen gar nicht nötig gehabt; er konnte wie eine Katze, wie ein Katzentrio, ja wie ein Katerduett „schreeegen“; er konnte auch Waldhorn blasen, ohne Instrument, nur mit den Lippen; wie oft „blies“ er „Steh ich in finstrer Mitternacht“, wenn er auf dem Wischhof die Rieselgräben löste! Er ist im Dänischen Krieg bei Idstedt geblieben. Von ihm kam man an diesem geschwätzigen Abend auf Ohm Hans, den Dorfschneider, der so voller Geschichten saß, daß seine Lippen, auch wenn er schwieg, wie geschrückt erschienen waren, just als wenn sie jeden Augenblick Döntjes loslassen wollten. „Halb hatte uns schon der Traum, halb waren wir noch dabei bei den lustigen Geschichten unseres Ohms“, sagte der ältere Bruder, der jetzige Besitzer des Hofes. Und sein Neffe erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß man damals in Wandbetten schlief, die in das Zimmer eingebaut und nach der Stube mit Schiebetüren versehen waren. „Plauderten die Großen am Ofen länger als sonst, wir Kinder krochen ins Wandbett; so waren wir unsichtbar und doch zugegen“, fuhr der Erzähler fort, „und konnten uns im Schlitz“, ergänzte ihn der jüngere Bruder, „die Weltfreude nach unserem Gefallen zumessen, zwei, drei oder vier Handbreit, wie wir wollten“ . . .

Am letzten Ferientag stieg der Rechtsanwalt Timm Kröger allein zu dem Scheunenfirst hinauf, dem Lieblingsplatz in seiner Knabenzeit. Da hatte er oft seine Augen und Gedanken durch das

Eulenloch weit hinausschicken können nach Westen, tief nach Dithmarschen hinein, über die Holländermühle in Wrom der Nordsee zu. Ihm zuliebe hatte der Bruder inzwischen ein Türmchen mit Plattform dort aufsetzen lassen. Von hier aus wollte der Gast heute von seiner Landschaft still Abschied nehmen. Im Anblick des malerischen, ihm so liebgewordenen Bildes erinnerte er sich plötzlich seines alten Lehrers hier im Dorf. „Ich habe eine Ahnung, daß du hier nicht bleiben wirst, dazu bist du zu apart“, hatte er öfter zu ihm gesagt. Und der Abschied? — er war eigentlich ein Zufall gewesen. Timm war mit der Hacke über der Schulter zum Beckmannvotshorst gegangen, wo er die Maulwurfshügel auf den Wiesen einebnen sollte. Da hatte ihn unterwegs unter Bekassinenengesang und Kiebitzgeschrei der greise Schulmeister angerufen: „Gut, daß wir uns noch treffen. Morgen ist Umzug, du weißt ja, daß ich meine Ruhejahre bei Verwandten in der Stadt verleben soll.“ Eine Weile hatte er darauf geschwiegen, dann beide Hände auf die schmalen Schultern des aufgeschossenen Knaben gelegt und ihm die Abschiedsworte mitgegeben: „Wo du auch hinkommen magst später im Leben, Timm, vergiß die Heimat nicht! Sie kann sich mit vielem auf der Erde messen, was mehr gerühmt wird als diese schlichte Gegend. Nimm sie hin, ganz hin in dein Herz!“ *

Timm hat dies Testament beherzigt. In Elmshorn und nachher in Kiel hat er in seinen Mußestunden Geschichten über Geschichten geschrieben und veröffentlicht; jede einzelne hat dem Dichter zugezogen, wie es einst der Schneider Hans-Ohm erlebt hatte: „Lat mi rut! Lat mi rut!“ 6 Bände sind's geworden; und in ihnen hat er die Schicksale der Menschen seiner Gegend, in die ihn seine Gerichtspraxis nebenbei erschütternde Blicke hatte tun lassen, dargestellt und vor allem die Erlebnisse, Sitten und Charaktere des heimatlichen Bauerntums. Und so ist er auch wirklich „etwas Apartes“, etwas Besonderes geworden, ein anerkannter Vertreter der Heimattdichtung, als deren Merkmal er selbst einmal bezeichnet hat: Gebundenheit an eine bestimmte Landschaft mit Unterstreichung der Eigenart ihrer Natur und ihrer Menschen.

Es ist bezeichnend, daß unser Freund Timm Kröger von allen Melodien am meisten die Dreschermelodie geliebt hat; in verschiedenen seiner Erzählungen erklingt sie. So lesen wir in seinen Bildern und Geschichten aus Moor und Heide:

„Klipp-Klapp! Duff-Duff! Wie kräftig das klingt, drollig lustig und drollig wehmütig! Ich wiege im Weitergehen mein greises Haupt nach der urwüchsigen Melodie der Arbeit, im Geiste sehe ich der Dreschergruppe scharf umrissenes Bild.

Klipp-Klapp! Duff-Duff!

Wenn das erste Paar anschlägt: sanft hell und leicht auf strotzende Ährenköpfe (zu wuchtige Schläge zermalmen die Körner), genügt der Stoß des elastischen Handgelenks, die Werkzeuge kreisen nicht höher

als die Hilgen der seitwärts belegenen Pferdeställe. Wie anders, wenn der Drescher im vollen Stroh arbeitet und das Werkzeug unter dem Druck der hocherhobenen Arme auf der Garben Mitte niederwuchtet! Der keulenartige Flegel stürmt hinauf bis zur Bodendecke der Tenne, verharrt dort einen Augenblick wie ein aufblitzender Gedanke, dann reißt ihn des Armes Nerv in die Tiefe. Und gierig blinkt im Sprung das weiße Eschenholz. Der Dreschflegel ist ein feines Instrument. Er offenbart die Persönlichkeit dessen, der ihn schwingt. Da gleicht kein Schlag dem anderen; es ist wie ein Streitgespräch mit Behaupten, Verneinen, Bestimmen, Widerlegen, Einschränken, Erweitern, ein vollendetes Zusammenklang im scheinbaren Wirrwarr. Das alles fühlt freilich nur der Kenner ganz, der selbst im Chor der Drescher mitgespielt hat.

Freilich, der Wandel der Zeit gestattet kaum noch ein Nachfühlen dieser Urmelodie. Denn jetzt summt in jedem Herbste, sobald der Wind über die Stoppeln weht, vor den Bauernhöfen die Dreschmaschine."

Lied der Dreschmaschine

Die Dreschmaschine brummt und summt und klingt
und singt ins Land hinein:
Aus dunkelweitem Scheunentor
steigt grauer Sommerstaub hervor.
Der Himmel kennt die Sonne nicht,
Septembertag hat fahlen Schein . . .
Die Dreschmaschine summt und brummt im kalten
Nebellicht.

Die Dreschmaschine schüttet dumpf und schüttet
tausend Körner aus.
Zum neuen Leben ist erwacht,
was Erntetag zu Tod gebracht,
als Saat fährt wieder es feldein
ins nebelfeuchte Land hinaus.
Die Dreschmaschine klingt und singt im trüben
Abendschein.

Die Dreschmaschine stampft und stöhnt und summt
dazu den dumpfen Sang:
Wie viele Körner mahlt die Not
des Alltags tot zu Mehl und Brot!
Wie wenige gehen aus dieser Zeit
zur Ewigkeit den stolzen Gang
aus tausend Keimen hoffnungsvoll — wie wenige
gehn zur Ewigkeit!

Börries v. Münchhausen